



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Bilder aus dem afrikanischen Missionsleben.

Graubärten im hintersten Winkel der Kirche, alles sang kräftig mit. Wie mich das anheimelte! Da hörte ich hier im fernen Missionsland die trauten Melodien wieder, die ich daheim in der heiligen Weihnachtszeit so oft und gern gesungen, wenn auch in anderer Sprache, als diese schwarzen Kinder Chams. Die Käffern haben viel Talent für Musik und Gesang aus voller Brust, für ein europäisches Ohr wohl etwas allzu kräftig; doch ich denke, das liebe Christkind in der Krippe hatte doch seine helle Freude daran.

Nach der Messe war Predigt. Im Anschluß an das Sonntagsevangelium, das den bethlehemitischen Kindermord erwähnte, sprach der Missionar zu seinen schwarzen Zuhörern, die ihm gleichsam jedes Wort von den Lippen ablägen, vom Geheimnis des Kreuzes und vom Werte des Leidens. Man sah und fühlte, seine Worte drangen tief in die Herzen ein. Er redete zu einem armen, vielbedrückten Volk. Das Leiden bleibt niemand erspart, auch dem Schwarzen nicht. Während nun aber der Heide und Ungläubige sein Kreuz mit Verdrüß und Unwillen trägt, oder höchstens in stummer Resignation, weil er nicht dagegen ankämpfen kann, öffnet sich vor den Augen des Christen eine neue, bessere Welt. Er weiß, daß ein liebenvoller Vater im Himmel über uns wacht, der alles zu unserm Besten ordnet und lenkt, ja er sieht Jesus, den menschgewordenen Gottessohn, selber mit dem schweren Kreuz beladen, sieht die Märtyrer und die Heiligen alle ihm auf dem Kreuzweg nachfolgen und die herrlichen Kronen, die sie nun dafür im Himmel tragen. Das gibt ihnen Mut und Kraft, Frieden und Trost ins Herz, und er fängt an, sein eigenes Kreuz zu lieben und versucht es in Geduld und frommer Ergebung seinem Herrn und Heiland nachzutragen . . . Was ist es doch Großes und Schönes um das Amt des seelenreisigen Missionars, dem es gegönnt ist, die frohe Botschaft den Heidenvölkern zu verkünden, die von all dem bisher keine Ahnung hatten! —

Nach der Predigt war eine kleine Zwischenpause. Das muntere schwarze Völkchen verließ die Kirche und erging sich in gemütlicher Unterhaltung im Freien. Die einen liegten sich unter die schattigen Bäume, andere standen in Gruppen beisammen, und alle freuten sich des schönen, gottgesegneten Sonntags. Das Wetter hatte sich inzwischen aufgehellt, der Nebel war verschwunden, und die liebe Sonne strahlte wieder in voller Pracht vom afrikanischen Himmel. Nach etwa einem halben Stündchen lud das Glöcklein abermals zum Kirchenbesuch ein, diesmal zum sakramentalen Segen. Gegen 12³⁰ Uhr war alles zu Ende, und nun zerstreuten sich die zahlreichen Kirchenbesucher nach allen Himmelsgegenden und wanderten wiederum, stillen Gottesfrieden im Herzen, dem heimatlichen Kraale zu. Das war ein schöner Sonntag, fürwahr ein Tag des Herrn! —

(Schluß folgt.)

Bilder aus dem afrikanischen Missionsleben.

Ben Schw. M. Manifa. C. P. S.

Missionsstation „St. Barbara“, 12. August 1915. — Seit über Europa so schweres Leid hereingebrochen ist, haben wir nicht viel geschrieben, wohl aber fleißig für unsere Wohltäter gebetet, die ja unserer Missionsstation schon so vieles zutrommen ließen. Auch die schwarzen Schul Kinder beten fleißig mit. Ich wollte nur, unsere Freunde und Gönner in Europa könnten es einmal hören, wie kräftig sie mit Schwester Alfreda den Himmel

mit Bitten bestürmen. Da sollte man wirklich meinen, es müsse jetzt sofort der Friede wiederkehren.

Offen gestanden, ein gutes Stück Eigennutz ist schon auch dabei, wenn diese kleinen Schwarzen so oft und so eifrig um den Frieden beten. Sie wollen eben Kleider haben und wissen recht gut, daß uns diese Sachen von Europa zugesandt werden. Oft fragen sie, ob denn die guten Leute, die drüben überm großen Wasser wohnen, nicht wieder eine Kiste mit Kleidern usw. geschißt hätten? Sie wollten gerne bei uns arbeiten, um sich die Sachen zu verdienen. In Afrika ist's nicht wie in Europa, daß die Eltern für die Kinder sorgen, bis sie fast erwachsen sind; hier müssen sich die Kleinen frühzeitig selber helfen. Da kommt es oft vor, daß kleine Wichtel, die kaum über den Tisch schauen können, allen Ernstes von auswärts kommen und die Frage an uns stellen, ob wir keine Arbeit für sie haben. Sie wollen bei uns arbeiten, um sich ein Hemd, ein Höschchen oder ein Röcklein zu verdienen. Da gibt es dann lange Gesichter und traurige Mienen, wenn wir ihnen immer wieder und wieder sagen müssen, wir könnten ihnen keine Kleidchen mehr geben, denn drüben in dem Lande, wo die guten Leute wohnen, sei jetzt Krieg und deshalb könnten sie uns nichts mehr schicken. Doch pflegen wir immer beizufügen, sie möchten fleißig beten, daß bald wieder Frieden werde.

„Kurz vor Ausbruch des großen Krieges wollte ich den Lesern des „Bergföhremannt“ von einem Ausflug nach der Außenstation „St. Paul“ berichten, schob aber das Schreiben von einem Monat zum andern auf, bis ich mich endlich heute trotz Krieg und allgemeiner Not doch dazu entschloß. Ich fürchte, wenn wir gar nicht mehr schreiben, möchten unsere Freunde und Wohltäter zuletzt ganz auf uns vergessen.“

Also nach der Filiale „St. Paul“ wollten wir zusammen gehen. Wir konnten unser „St. Barbara“ getrost einen Tag allein stehen lassen, denn unsere brave Katharina blieb als treubeforgete Verwalterin und Hausmutterin zurück; somit hatten wir nichts zu fürchten. Gleich nach dem Frühstück ging es los. Die Knaben stürmten mit lautem Hurra voraus; wir folgten mit den Mädchen in etwas ruhigerem Tempo hinten drein.

Wie wir nun so zusammen durch die südafrikanische Landschaft dahinwanderten, hörte ich zu meiner nicht geringen Überraschung, man trage sich mit dem Gedanken, eine neue Filiale, namens „St. Kilian“, zu gründen. Wie das bei mir einschlug! St. Kilian, der große Patron des Frankenlandes, meiner lieben, unvergesslichen Heimat, sollte hier in Afrika eine eigene Missionsstation erhalten! Mit einem Schlag fühlte ich mich ins schöne Frankenland zurückverkehrt; wo ich nur hinschaute, überall begegneten mir Bilder aus der Heimat. Dieje Berge rechts und links, gerade wie daheim! Nur der Main fehlte; aber wenn ich mir den durchfließenden Bach etwas breiter und tiefer dachte, war er auch vertreten. Und die freundlichen Dörfer des Maintales, die lachenden Fluren und grünen Weinberge? Das kann mit der Zeit hier auch noch kommen; Geduld bringt Rosen. Ja, ich bin daheim! Sieh dort, sogar Schönenrein, die alte Burg-ruine, schaut zu mir herunter! Es sage mir niemand, was ich dort drüben auf jener Bergesspitze sehe, seien bloße Felswände und riesengroße Steinblöcke; nein, das ist mein altes, liebes Schönenrein, zu dem ich als Kind oft-mals all die vielen Treppen und Stufen hinaufstieß. Allerdings gleich es oft mit heimlichem Bangen und merklichem Herzschlagen, denn die Sage wußte gar merkwürdige Dinge von dieser alten Stätte zu erzählen. Das

Schauerlichste soll in den unterirdischen Gängen vorgekommen sein; man sprach von Rautrittern, die Nonnen in Fässer stießen und in den Main hinunterrollen ließen. Deshalb wagte ich mich nie in diese Gänge hinab, ich hielt es schon für Mut, die oberen Partien in Augenschein zu nehmen.

Also Schönrei war da; und dort weiter unten, direkt in der Gegend vom neuen „St. Kilian“ schaut auch die Karlburg zu mir herauf! Kurz, alles mutete mich plötzlich heimatisch an. Meine Begleitung ließ es natürlich nicht an Neidereien fehlen, daß ich die afrikanische Wildnis mit dem schönen Maintal zum Verwechseln ähnlich finde; doch ich ließ mich in meiner jungen Freude nicht stören. Nur der eine fromme Wunsch stieg in meinem Herzen auf, daß nämlich der hl. Kilian selber hieher nach Afrika käme und die ganze weite Gegend ringsum zum Christentum bekehren möchte. Das bleibt

Wie die dortigen Kinderchen staunten, als sie zum erstenmal uns Schwestern sahen! Von allen Enden und Ecken kamen sie gelaußen und boten uns ihre schwarzen Händchen zum Kreuz, und blickten uns mit ihren großen, blitzenblanken Augen so fragend an und konnten sich an dem schönen Ordensgewand und dem zierlichen Missionskreuzchen auf unserer Brust kaum satt sehen. Der schwarze Lehrer hatte eine recht nette Schule beisammen, und die Zahl der dortigen Schüler, Christen und Taufbewerber, ist fortwährend in recht erfreulichem Wachstum begriffen.

Als wir ankamen, hatte unser Superior, der Hochw. Pater Ignatius, noch lange beichtzuhören, bevor er mit der hl. Messe beginnen konnte, und nachher hatte er noch allerlei Unterrichte usw. zu geben. Auch die Leute von „St. Kilian“ waren herübergekommen, wie jedesmal, wenn in „St. Paul“ eine hl. Messe ist. Jetzt allerdings,



Mädchenbild in Mariatol.

allerdings ein unersättlicher Wunsch, kein Hindernis dagegen besteht dafür, daß er der neuen, speziell zu seiner Ehre eröffneten Missionsstation ein fräsigter Fürsprecher und Schutzpatron sei am Throne Gottes. Darum werde ich ihn fleißig bitten, und das Gleiche mögen meine lieben Landsleute im schönen Frankenlande tun, besonders wenn sie das Glück haben, an seiner Gruft zu beten. Mir selbst wurde diese Gunst und Gnade nur ein einzigesmal zuteil. Ich war damals noch ein kleines Mädchen und durfte anlässlich des 1200jährigen Jubiläums des hl. Kilian mit meinem lieben Vater mit nach Würzburg gehen. Wie aber damals all das viele Volk zusammen gebetet und gesungen hat! „Wir rufen an den teuren Mann, Sanct Kilian,“ — ich glaube, es haben damals die Kirchenfenster ordentlich gezittert; wenigstens ist's mir so vorgekommen.

Doch zurück nach Afrika! Wir sind jetzt auf dem Wege nach der Missionsstation „St. Paul“. Siehe, dort liegt es! Treten wir frohgemut ein!

seitdem unsere Missionare die Farm nicht mehr verlassen dürfen, ist das anders geworden. Dagegen kommen nun die Schwarzen jeden Sonntag hieher zur Hauptstation, obwohl sie einen Weg von fünf Stunden zu machen haben. Das verrät doch sicherlich einen guten Willen, und wir wollen hoffen, daß dieser Erstlingsfeifer auch anhalte.

Nach der hl. Messe und dem Unterricht tummelten sich unsere Schulkinder noch eine Zeitlang herum und machten ihre Spiele; dann gab's eine Kleinigkeit zu essen und hierauf ging es unter Gesang wieder „St. Barbara“ zu. Es war 4 Uhr nachmittags, als wir alle wieder glücklich daheim waren.

Die wackere Katharina hatte alles aufs beste besorgt, ja, sie hatte sogar, um uns eine besondere Freude zu machen, den Fußboden in der Schwesternwohnung mit Kuhmist bestrichen. Erschrecke nur keine von unseren geehrten Leserinnen, denn das ist hierzulande eine sehr beliebte Art, ein Zimmer „sein“ zu machen. Wohl habe

ich mich im Anfang, als ich von Europa her als Neuling in die Mission kam, ordentlich darüber entsezt; inzwischen aber ist es mir klar geworden, daß das mancherlei Vorteile hat und in diesen südlichen Gegenden keineswegs zu verachten ist. Das hält den Fußboden, der natürlich in solchen Wohnungen nur aus gestampfter Erde besteht, schön glatt, benimmt den Staub, vertreibt mancherlei Ungeziefer, und schaut so braun und schwarz her wie poliert. Allerdings muß die Prozedur auch verstanden sein; das schwarze Frauenvolk versteht sich ausgezeichnet darauf.

Dies war unser erster Ausflug und ist bis zur Stunde auch unser einziger geblieben. Wir sind nur zwei Schwestern hier, und da bleibt zu Ausflügen nicht viel Zeit. Viele Besuche in Heidenraals sind hier gottlob auch gar nicht notwendig, denn die Leute kommen von selbst. Sie lassen sie ein Kind ohne die hl. Taufe sterben; das kommt gar nicht vor. Wohl zögert mancher alte Käffner der vielen Weiber wegen, die er nicht entlassen will, mit seiner Bekhrung und Taufe; doch von seinen Kindern soll keines ungetauft sterben. Wird eines der selben schwer frank, so kommt er selbst, es zu melden und um dessen Taufe zu bitten. Auch ein Totenhemdchen pflegt er ihm zu tauften; für solchen Zweck hat er immer noch ein paar Pfennige übrig. Wie ganz anders ist das oft in Natal, zumal in Gegenden, die von einer Missionstation etwas weit entfernt sind! Doch darüber will ich gelegentlich ein eigenes Geschichtchen erzählen.

Für heute nehme ich von unsern geehrten Lesern und Leserinnen Abschied mit der Bitte, sie möchten in dieser harten Kriegszeit uns und unsere arme Mission nicht ganz vergessen.

Ludwig, der kleine Auswanderer.

(Fortsetzung.)

3. Kapitel.

Die Ankunft des französischen Knaben war sogleich im ganzen Dorf bekannt worden und machte großes Aufsehen. Den Tag über kam eine Menge Kinder und auch einzelne Mütter in das Haus des Pächters, um den fremden Knaben zu sehen. Gegen Abend pflegten sich die Bauern unter der großen Linde mitten im Dorf zu versammeln, um ein Pfeifchen Tabak zu rauchen und dabei die Tagesneuigkeiten zu besprechen.

Diesmal war Ludwig das einzige Gespräch. Neben einer Weile kam auch der Ortsvorsteher zu ihnen und setzte sich in ihre Mitte. Lorenz bemerkte ihn durch das Fenster und ging mit Ludwig zu ihm hin, ihm den Knaben vorzustellen. Er erzählte, wie er das Kind im Walde gefunden und fügte bei: „Ich mache Euch hiemit die Anzeige, daß ich das Kind, bis die Mutter es abholt, bei mir behalten werde.“

Die Bauern lobten Lorenz wegen seiner christlichen Nächstenliebe; einige aber meinten, er habe schon Kinder genug zu ernähren und es sei nicht klug von ihm, noch ein fremdes Kind anzunehmen. Einer der Bauern, namens Karl, der schon lange gegen den Pächter besonders feindlich gestimmt war, behauptete sogar, man müsse den jungen Franzosen sofort aus dem Dorf schaffen. „Bedenkt, Nachbarn,“ sagte er, „die Ausgewanderten sind Feinde Frankreichs, denn sie wollen die neue Regierung nicht anerkennen. Was werden die französischen Soldaten dazu sagen, wenn sie hieher kommen? Ich fürchte, sie werden unser ganzes Dorf plündern oder gar in Brand stecken.“

Ein Teil der Bauern stimmte ihm bei, andere widersprachen; es entstand ein Wortwechsel, der immer lauter und drohender wurde. Zuletzt kamen auch Frauen und Kinder herbei, um zu hören, was es da gebe.

Als das Gezänk anfing, bedenklich zu werden, kam auch der Herr Pfarrer herbei, hörte eine Weile zu und sagte dann: „Liebe Freunde und Pfarrkinder, ihr ängstigt euch ohne Grund. Die französischen Soldaten werden euch dieses Kindes wegen kein Leid zufügen, im Gegenteil, es wird einen guten Eindruck auf sie machen, daß ihr es aufgenommen habt. Legt übrigens im Notfalle nur die Schuld auf mich allein; ich werde mich schon zu verantworten wissen. Mein Grundsatz ist: Tue recht und scheue niemand!“

Der Pfarrer nahm hierauf den kleinen Ludwig freundlich bei der Hand, stellte ihn in ihre Mitte und sprach: „Seht, ein solches Kind hat auch unser göttlicher Heiland einmal in die Mitte seiner Jünger gestellt und zu ihnen gesagt: „Wer eines von diesen Kleinen aufnimmt, der nimmt mich auf!“ Ferner sehet wohl zu, daß ihr keines von diesen Kleinen gering achtet, denn ich sage euch, ihre Engel sehen beständig das Angesicht meines Vaters, der im Himmel ist.“ Glaubt mir, was ihr an diesem armen, verlassenen Knaben hier tut, das wird euch der liebe Gott an euren eigenen Kindern reichlich segnen. Es ist jetzt Krieg, viele eurer Söhne stehen im Felde und sind täglich und ständig taujend Gefahren ausgesetzt. Sollte einer von diesen braven Männern und Junglingen fern von der Heimat, verwundet und blutend unter freiem Himmel daliegen und zu Gott um Hilfe rufen, dann wird der Herr wohl seiner sich auch erbarmen und ihm gute Menschen zuschicken, die sich seiner lieblich annehmen.“

Diese Worte machten auf die Anwesenden tiefen Eindruck, besonders auf die Mütter, Schwestern und Bräute der im Felde stehenden Krieger. Sie alle versprachen, die Ermahnungen ihres ehrwürdigen Seelsorgers treu zu befolgen. Der kleine Ludwig aber küßte dem Pfarrer dankbar die Hand, daß er sich seiner so liebevoll angenommen; dieser aber sagte zu ihm, er möge morgen zu ihm in den Pfarrhof kommen, ihn zu besuchen.

Ludwig rechnete sich die freundliche Einladung zu hoher Ehre an. Er bürstete am nächsten Morgen seinen blauen Frack reinlich aus und bat seine Pflegemutter ihm seine langen Haare zierlich auszukämmen. Dann nahm er mit Erlaubnis der Mutter den Strohhut des kleinen Konrad, indem er sagte, es schaffe sich nicht, ohne Hut Besuche zu machen, und ging in das Pfarrhaus. Hier ließ er sich zuerst beim Herrn Pfarrer anmelden, trat dann mit seinem Anstand und einer Verbeugung ins Zimmer und sagte in französischer Sprache, er komme dem Herrn Pfarrer seine Aufwartung zu machen und ihm nochmals für die Güte zu danken, mit der er sich gestern für ihn verwendet habe.

Der Pfarrer, ein ehrwürdiger Greis und großer Kinderfreund, verstand die französische Sprache sehr gut und hatte in seiner Bibliothek auch mehrere französische Bücher, allein französisch reden konnte er nicht, weil ihm in dem abgelegenen Dorfe die Uebung dazu fehlte. Er hieß also den Knaben in deutscher Sprache willkommen, ließ ihn neben sich auf das Kanapee sitzen und sagte: „Wiewohl ich, mein lieber Ludwig, nur in deutscher Sprache mit dir reden kann, so verstehe ich deine Sprache dennoch sehr wohl, zumal du eine sehr reine und deutliche Aussprache hast. Rede also immerhin mit mir französisch; ich werde, da du von unserer Sprache das meiste verstehst,